

Inge Stender

Brautschau

Frauenroman

LESEPROBE

© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

Ich drehte die Krankmeldung – die wievielte? – unschlüssig hin und her. Ich sollte sie heute noch zur Post bringen, ehe mich noch telefonische oder gar persönliche Nachfragen in Erklärungsnot brächten. Der Briefumschlag lag adressiert und frankiert vor mir, aber ich starrte nur verwirrt auf die unvollständige Anschrift: Sekretariat, Molekulare Genetik, Universität Bremen, 28359 Bremen.

Peinlich, dass ich mich plötzlich nicht mehr an Straße und Hausnummer meines Institutes erinnern konnte, das mir seit Jahren zur zweiten Heimat geworden war, trotz der anfänglichen Probleme, denen eine weibliche, noch dazu erfolgreiche Naturwissenschaftlerin in einer Männerdomäne nun mal ausgesetzt ist. Aber schließlich hatte ich mich gegen alle männliche Konkurrenz durchgesetzt und sogar die Dozentur in Molekularer Genetik erlangt.

So sehr ich auch mein Gedächtnis strapazierte, der Name wollte mir nicht einfallen. Ich erinnerte mich nur, dass ich schon längst einmal hatte nachfragen wollen, wer eigentlich der Namensgeber der Straße gewesen war, die ich mein gesamtes Berufsleben lang täglich aufsuchte, aber dann war es mir doch nicht wichtig genug gewesen. Jedenfalls war es kein bekannter Naturwissenschaftler gewesen wie James Watt oder Otto Hahn, die für nahe gelegene Straßen Pate gestanden hatten.

Hatte die Depression, die mich seit Monaten im Griff hielt, schon meinen Verstand getrübt?

Wie viel einfacher wäre es doch, sich nur die Hände oder die Arme oder beides verletzt zu haben, um, für jedermann sichtbar, unfähig zu sein, Pipetten, Reagenzgläser oder ein Mikrotom zu handhaben. Stattdessen war meine Seele erkrankt. Und es sah ganz so aus, als hätte sie dauerhaft Schaden genommen. Und wieder einmal war ein Mann schuld. Guido. Guido, den ich so sehr geliebt hatte. Wäre er doch nur gestorben, meine Trauer würde enden, irgendwann. Aber nein, wahrscheinlich erfreute er sich bester Gesundheit und nur ich litt.

Guido, wie könnte ich dich vergessen? Auch nicht, was du mir angetan hast. Nicht deinen auffordernd lüsternen Blick, nicht die Lachgrübchen und Sommersprossen auf Marmorhaut, erst recht nicht den Geruch deines Aftershaves „*Freigeist*“, als den du dich erfunden hattest. In einer Glückshaut seiest du geboren worden, hast du gerne behauptet, mit der exklusiven Duftnote von Wolfgang Joop. An jede Reise erinnere ich mich, an jede Flasche Rotspon, die du aus Lübeck mitbrachtest, sogar an die albernem Socken mit dem Bärenmuster von deiner Mutter, an dein leises Hüfteln, wenn du mit mir nicht zufrieden warst, an deine kindliche Vorliebe für Überraschungseier und deinen Stolz, wenn in weniger als einer Minute ein neues Figürchen das Licht unserer bald zu kleinen Wohnung erblickt hatte. Alles schwimmt bis heute an der Oberfläche meines Tränenmeers, in dem ich zu ertrinken drohe. Nach so vielen Monaten, als könnte niemals genug Zeit vergehen, als hättest du dich in mein Zeitkontinuum eingeknistet wie ein Kuckucksei, das ich bis heute bebrüte. Ein der Biologie unbekanntes Phänomen, unter dem ich leide, warum ich, warum überhaupt? Das ist doch widernatürlich, pervers, unerklärlich. So etwas dürfte es doch gar nicht geben. Ist es eine Strafe? Bin ich mit einer Strafe belegt, ähnlich der des Sisyphos? Ich habe niemanden verraten und glaube nicht an einen strafenden Gott, ob Zeus, Jahwe oder Allah. Worin sollte auch mein Vergehen bestehen, das lebenslänglich verdiente? Kann man bestraft werden, weil man liebt? Weil man dem Geliebten nicht nur alles Gute wünscht, sondern auch zutraut? Ich hätte dir verziehen, wusstest du das nicht? Ich hätte sogar das Kind mit dir zusammen aufgezogen, wenn du nur bei mir geblieben wärest. Inzwischen kommt es mir allerdings vor, als wärest du meine Strafe gewesen von Anfang an, weil ich so gutgläubig war, so sträflich naiv. Dabei warst du das Beste, was mir in meinem Leben passiert ist. Du warst zur rechten Zeit am rechten Ort und hast mir den Glauben an die Möglichkeit glücklicher Nähe zurückgegeben. Oder hatte ich mir das nur gewünscht, eingebildet, weil ich Gefahr lief, ein spätes Mädchen zu werden? Nein, natürlich war ich keine Jungfrau mehr, das hattest du auch nicht erwartet. Ich war nur ausgetrocknet wie ein früheres Meer, war gestrandet

wie ein orientierungsloser Delphin, dem man sein Sonar-System durch Lärm von Motorjachten und Bohrinseln gestört hatte. Zwei anmaßend von sich überzeugte Männer hatten es binnen Kurzem geschafft, dass die Schmetterlinge in meinem Bauch aufhörten, mit ihren Flügeln zu schlagen, kaum dass der Honig in meiner Möse zu fließen begonnen hatte. Ich fühlte mich in einen quasi jungfräulichen Zustand zurückversetzt, von dem ich mich gerade erst freudig verabschiedet glaubte. Meine Begierde, meine Lust, mein Hunger auf Mann, auf Waschbrettbauch und Achselschweiß erloschen in dem Moment, als auch der zweite, als längerfristig angedachte Liebhaber das erste Mal mit der Frage „Wie war ich?“ beschloss. Das kann doch nicht wahr sein, dachte ich. Kaum war mein Vulkan nach monatelanger Enthaltbarkeit das zweite Mal ausgebrochen, erkaltete schon mein Magma, weil ich - dummes Gänschen - gehofft hatte, der männlichen Selbstüberschätzung und Egozentrik, die diese Frage offenbart, nie wieder zu begegnen. Ich hasse es, nach dem Geschlechtsakt die Potenz meines Liebhabers wie mit Schulnoten bewerten zu sollen. Ich will mich dem Nachbeben meiner Lust schweigend hingeben dürfen, Haut an Haut spüren, hoffen, dass dieser Mann endlich der sein würde, der die Welt nur für mich erfindet. Einen Leistungssportler im Bett hatte ich nicht gewollt. Und auf Kamasutra stehe ich schon gar nicht.

Ich verfluche den Tag, an dem ich dir, Guido, begegnete. Obwohl du es warst, der es nach Jahren der Abstinenz und zerstörter Illusionen fertigbrachte, dass Hunderte von Schmetterlingen wieder ihre Flügel in mir ausbreiteten, versiegt geglaubten Nektar in meinem Unterleib lösten, sich zitternd labten an der frisch sprudelnden Quelle. Ich verfluche mich, die ich wider alle Vernunft die Alarmglocken überhörte, die wie gewohnt läuteten, die ich überhören wollte, weil ich es einfach sathatte mit dem Single-Dasein. Die ich mich in deinen Schmeicheleien badete wie in einer Wanne mit Luxusessenzen. Ich hätte es besser wissen müssen, hätte wissen müssen, dass es gefährlich ist für eine Frau, wenn ihr ein Charmebolzen Komplimente macht wegen ihres messerscharfen Verstandes. Männer pflegen so etwas nicht zu tun. Sie misstrauen klugen Frauen, gehen ihnen möglichst aus dem Weg, unterstellen ihnen eher Frigidität als die Fähigkeit Sex zu genießen. Und darauf sind sie doch aus, die Männer. Alle. Egal, wie es unsereinem dabei ergeht. Aber, wenn ich ehrlich bin, habe ich auch feuchte Träume gekannt, ließ ein plötzlicher Hormonflash mich bis unter die Haarwurzeln erröten, wenn ein großer Blonder, der meinem Beuteschema entsprach, meinen Weg kreuzte und sein Blick mich kurz, aber anerkennend streifte, als wäre nur sein Zeitdruck schuld daran, dass wir uns nicht kennenlernen würden. Dieser Blick hüllte mich den ganzen Tag lang ein, wie seidiges Geschenkpapier samt rosa Schleife ein Paket umhüllt, das nach der Arbeit abends, zu Hause nach stundenlang gesteigerter Vorfreude ausgepackt werden würde. Nur, dass da niemand auf mich wartete, dem ich mich hätte schenken können. Wie oft haben dann meine eigenen Finger das Geschenk, mich selber, ausgepackt, voller Ungeduld den Nektar autoerotisch hervorgebracht, während meine Phantasie mir den Blondem heraufbeschwor, den ich tagelang auf derselben Straße zur gleichen Tageszeit gesucht hatte, aber nie wieder sah. Ich habe mich nach gutem Sex gesehnt, obwohl ich so ein kluges Mädchen war. Das sind doch alles flachbrüstige Blaustrümpfe, wie es früher hieß, asexuelle Wesen, wie der Durchschnittsmann noch heute glaubt. Erstaunlich, wie oft Männer sich insbesondere bei Frauen irren, ohne die sie doch nicht leben können, die sie zu lieben, zu verehren vorgeben, besingen, bedichten, die sie im 21. Jahrhundert endlich auch als gleichberechtigte Partnerinnen akzeptieren wollen, Klugheit, Grips, Verstand inbegriffen. Wohl wissend, dass kluge, gebildete Frauen keine seit Jahrhunderten postulierte natürliche Dominanz des Mannes über die Frau länger akzeptieren, unter Umständen gar die männliche Autorität infrage stellen würden. Aber das sind alles hohle Versprechen, ist reine Selbstüberschätzung, plumpe Anbiedererei, am Ende nur Gewäsch.

Warum also habe ich damals mein Alarmsystem abgeschaltet? Männliches Imponiergehabe, Omnipotenz-Gehabe, Machtgebaren ändern sich doch nicht innerhalb einer einzigen Generation, sei es auch die 68-iger Generation, die immerhin die Frauen-Emanzipation auf den Weg gebracht hat. Vor 1968 habe ich das Wort nie gehört. Es gab es nicht, so wenig wie den gemeinten Inhalt, den Tatbestand der Gleichstellung der Geschlechter. Ein Wort, das in nicht wenigen

Männerohren immer noch wie ein Delikt klingt, das geahndet gehört. Ich will ja nicht behaupten, dass sich nichts geändert habe, aber Frauen in Führungspositionen muss man immer noch in den meisten Berufen suchen wie die Stecknadel im Heuhaufen. Leichtlohngruppen für Frauen sind nur auf dem Papier abgeschafft. Sogar Schauspielerinnen bekamen 2010 noch weniger Gage bei gleicher Leistung und Berühmtheit als ihre männlichen Kollegen, wie sich erst letzten Freitag Christian Berkel traute im Kölner Treff zu äußern. Niemand der prominenten Talkgäste hätte das vermutet. Sexuelle und jede Form von Gewalt gegen Frauen sind noch an der Tagesordnung. Zwar nehmen heute auch Männer Elternurlaub und –geld in Anspruch, wollen das Aufwachsen des Babys miterleben als neue sinnstiftende Erfahrung, aber die große Mehrheit der Männer zeichnet sich als abwesende Väter aus. Wie eh und je. Jedoch scheint unser Glaube an eine bessere Welt mit gleichen Chancen für alle, welchen Geschlechts, Glaubens oder Hautfarbe auch immer, ungebrochen. Ist wahrscheinlich Ersatz für den Verlust des Glaubens an einen gerechten, barmherzigen Gott. Die Realität spricht eine andere Sprache. Die jüngste Form des Mobbing, das sogenannte Cyber-Mobbing insbesondere an Schülern trifft vor allem Mädchen. Auch ich war in meinen ersten Jahren als Assistentin und einzige Frau im Fachbereich Molekulare Genetik an meiner Universität gemobbt worden. Mir wurden E-Mails gelöscht, Dateien verändert, falsche Stundenpläne ausgehändigt, Studenten mit Lügen über mich abgeworben, ich wurde in aller Selbstverständlichkeit als Frau diskreditiert, als wäre es ein Kavaliersdelikt. Bis ich mit kriminalistischem Gespür herausfand, welcher Kollege dahinter steckte und seine Aktionen öffentlich machte. Er hatte geglaubt, die Dozentur würde er bekommen, aber er wurde für weniger qualifiziert gehalten und konnte seinen Neid auf mich, der längst in Hass umgeschlagen war, nur durch Attackieren meiner Person wie meiner unbestrittenen beruflichen Fähigkeiten ausagieren. Wenn Frauen intelligenter sind als Männer und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, wie es Jahrhunderte alte Tradition und Rollenvorgabe vorsehen, werden sie gemobbt. Schließlich muss die schon in der Bibel proklamierte Vorherrschaft des Mannes über die Frau erhalten bleiben. Ich habe mich am Ende beruflich behauptet, aber nur, weil ich mit allen Mitteln um meine Position gekämpft habe. Mein Privatleben dagegen lag brach.

Was also ist schief gelaufen? Was vermisste ich? Eigentlich nichts, worüber frau lange nachdenken muss. Ich wollte einen Mann. Genau wie Trude Herr es in meiner Kindheit gesungen hat: „Ich will keine Schokolade, ich will lieber einen Mann.“

Aber musste ich mich wie ein unerfahrener Teenager in einen Mann verlieben, der mir mit dem unglaublichen Satz zu schmeicheln versuchte: „Die Brillanz Ihrer Ausführungen sucht ihres gleichen!“?

Offenbar musste ich. Er war groß. Er war blond. Es geschah einfach. Obwohl ich ihm nicht ein Wort glaubte.

Ich hatte nicht zum ersten Mal meinen Vortrag zu „Gefahren genmanipulierter Nahrungsmittel“ gehalten. Musste ihn nur um brandaktuelle Beispiele ergänzen, da just zwei Tage vor meinem Vortragstermin der Anbau der umstrittenen Gen-Kartoffel Amflora von der EU-Kommission in Brüssel genehmigt worden war. Der Chemiekonzern BASF betrieb das Zulassungsverfahren schon seit 1996 und begrüßte naturgemäß die Brüsseler Entscheidung, die bedeutete, dass die Kartoffel jetzt europaweit im Freiland angebaut werden durfte. Die Zulassung sei „ein politischer Kniefall vor der BASF“, sagte der BUND-Vorsitzende Hubert Weiger. Greenpeace zeigte sich von der Entscheidung in Brüssel „schockiert“. Auch wenn Amflora nur der Stärkeproduktion für die Papier- und Klebstoffherstellung dienen sollte, wer wollte garantieren, dass diese Kartoffel nicht unerkannt auf unseren Tellern landete? Sie war schließlich äußerlich nicht von anderen Kartoffeln zu unterscheiden. Ich bestätigte in meinem Vortrag die von Umweltschützern befürchteten Gefahren für die Natur und konstatierte, dass eine Übertragung eines in Amflora enthaltenen Antibiotika-Resistenz-Gens auf Bakterien des Magen-Darm-Trakts nicht ausgeschlossen werden könnte. Natürlich hielt die EFSA, die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit dagegen, wie schon in früheren Verfahren und ließ wiederholt bestätigen, dass Amflora sicher für Mensch, Tier und Umwelt sei. Allein diese mantra-artige Wiederholung musste doch jeden noch so politikverdrossenen Bürger misstrauisch stimmen. Wurde

Amflora auch als Viehfutter eingesetzt, war auch der Mensch über die Nahrungskette gefährdet. Die Wirksamkeit von Antibiotika geriet in Gefahr. Ich hielt die Versicherung einer nur industriellen Verarbeitung zur Stärkeproduktion für Augenwischerei, zumal der Kartoffelstärkeproduzent Emsland Group schon im Oktober vorigen Jahres seine Amylopektin-Kartoffel mit vergleichbarer Stärkezusammensetzung hergestellt hatte.

Zu dem Vortrag eingeladen hatte mich Rotraud, die ich noch aus meinem Biologiestudium in Bonn kannte. Sie war zwar nicht Wissenschaftlerin geworden wie ich, sondern hatte gleich nach dem Studium geheiratet, war ihrem Mann, einem Lehrer, nach Hamburg gefolgt, hatte Kinder gekriegt und war, nachdem die Kinder ausgezogen waren, den Grünen beigetreten und seitdem in der Kommunal-Politik als Verfechterin für Bio-Nahrung aktiv. Wir hatten all die Jahre losen Kontakt per E-Mail gehalten. Nicht, dass wir Freundinnen gewesen wären. Wir waren Geschlechtsgenossinnen unter mehrheitlich männlichen Kommilitonen, lernten zusammen für Prüfungen und wohnten nicht weit voneinander entfernt am Bonner Talweg. Rotraud allerdings bewohnte eine Mansardenwohnung mit drei Zimmern und Bad in ihrem Elternhaus, ich eine billige Studentenbude, auch Mansarde, aber nur ein winziges Kämmerlein ohne fließend Wasser und mit Kohleofen. Manchmal, wenn wir bei Rotraud gelernt hatten, durfte ich ein Bad nehmen und konnte mir so das wöchentliche Wannenbad im alten Victoriabad für damals 5 DM sparen. Bei Rotraud lag ich solange kostenlos in der Wanne, bis ich aufgequollen war wie eine Wasserleiche, versunken in Gedanken über ungerechtes Leben und Schaumbergen von Rotrauds Orangenblüten- oder im Winter Eukalyptus-Badezusätzen. Rotraud war pflegeleicht, stellte keine Ansprüche, war dankbar, wenn sie von meinen intellektuellen Fähigkeiten profitieren konnte. Sie war das, was man früher Landpomeranze genannt hätte, schlug ihren Großeltern nach, die bei Siegburg Landwirtschaft betrieben hatten, mit Schweinen, Milchkühen und Gänsen. Aber ihre Mutter heiratete einen kleinen Beamten, der im Bonner Regierungsviertel einer geregelten Arbeit nachging, sehr zum Missfallen seiner Schwiegereltern. „Ich bin doch kein Bauer“, betonte er gerne, wenn er nach dem Dienst („Wieder Bleistifte gespitzt?“) Gartenarbeit leisten sollte, und war mit seiner Familie, als Rotraud noch im Kindergarten war, in die Stadt nach Bonn gezogen. Der Hof wurde nach dem Tod der Großeltern verkauft. Rotraud selbst bedauerte das immer, sie wäre gerne Bäuerin mit viel Viehzeug gewesen, interessierte sich im Gegensatz zu mir im Studium fast ausschließlich für Zoologie und belegte zusätzlich Veranstaltungen an der landwirtschaftlichen Fakultät.

Als Rotraud mir nach dem Vortrag gratulierte, standest du, ein Prachtexemplar von Mann, mit zustimmendem Kopfnicken so dicht neben mir, dass ich von deinem *Freigeist*-Geruch, den ich bis dato nicht gekannt hatte und daher auch nicht identifizieren konnte, benebelt wurde, und meine Denkfähigkeit für entscheidende Momente aussetzte. Anders kann ich mir nicht erklären, wieso ich nicht einfach mit Rotraud wegging und dich, einen komplett fremden Mann vor den sich leerenden Stühlen stehen ließ. Du hattest mich nur durch deine bloße Anwesenheit wie ein indischer Guru in deinen Bann gezogen, dass ich mich selber erstaunt sagen hörte: „Rotraud, darf ich dir einen Fan von mir vorstellen?“ Und merkte erst im verwunderten Nachlauschen meiner Stimme, die sich irgendwie selbständig gemacht hatte, dass ich nicht einmal deinen Namen kannte und demzufolge mehr versprochen hatte, als ich halten konnte. Aber gentlemanlike kamst du mir entgegen - den konntest du sozusagen auf Knopfdruck hervorzaubern, den Gentleman der alten Schule mit in den Mantel helfen, Türe aufhalten, auf dem Gehsteig die Seite zur Straße einnehmen, die Frau an deiner Seite in jedem nur vorstellbaren Fall vor drohenden Gefahren beschützen. Du halfst Rotraud in ihren Mantel und verbeugtest dich theatralisch mit den Worten: „Guido Feynman, meines Zeichens Experte für schöne Frauen und Lebensmittelchemiker.“

„Grundgütiger!“, entfuhr es mir, „und Sie arbeiten für die BASF?“ Mir schoss durch den Kopf, dass sie mir einen Spitzel in die Veranstaltung geschickt hatten. Die Angst, wieder desavouiert zu werden, hatte mich nie ganz verlassen, sie grenzte manchmal schon an Paranoia.

„Kein Grund, gleich die Krallen auszufahren, Frau Dr. Backes, ich arbeite freiberuflich als Gutachter, verdorbene Lebensmittel, Vergiftungsfälle, Schadensersatzansprüche sind mein Me-

tier. Gentechnisch veränderte Nahrungsmittel kann ich mit meinen Methoden nicht nachweisen. Aber, deswegen bin ich ja hier, gnädige Frau, um Ihr immenses Wissen anzuzapfen.“

„Wie lange kennst du den Süßholzraspler schon?“ Rotraud drohte mir neckisch mit dem rechten Zeigefinger. Ihr Blick enthielt die geheime Botschaft, warum hast du mir das Sahnestück so lange vorenthalten. Rotraud hatte sich im Laufe der Jahrzehnte vorteilhaft verändert. Sie war schon lange nicht mehr der etwas altbackene Typ, als den ich sie ursprünglich kennengelernt hatte. Eine offenbar glückliche Ehe, wohlgeratene Kinder, die auch nicht allzu lange Hotel Mama in Anspruch nahmen, ihre politische Arbeit hatten sie lebenserfahren und zufrieden gemacht. Sie wirkte heute mit Mitte fünfzig jugendlicher als in ihrer biologischen Jugend, hatte manchmal richtig kesse Sprüche drauf und war alles in allem keine Langweilerin mehr. Rotraud war positiv gealtert. Ich wollte keinen Vergleich zu mir ziehen. Er hätte mich nur deprimiert. Lieber wollte ich mich dem Mann an meiner Seite widmen, der auch Rotrauds Interesse geweckt hatte. Aber sie war mit einem liebenden Ehemann versorgt. Bei mir dagegen herrschte seit Äonen Männernotstand. Und dieses vorzeigbare Exemplar von Mann schien sich für mich zu interessieren, vielleicht nur beruflich. Aber ich war spontan entschlossen, das herauszufinden und wenn möglich zu ändern.

Wir verabredeten uns noch auf einen Drink in einem nahegelegenen Lokal, das Rotraud empfahl.

Ich bestellte mir einen Grauburgunder, ich würde mit dem Zug zurück nach Bremen fahren. Und siehe da, Herr Feynman schloss sich an. Die erste Gemeinsamkeit zwischen uns, dachte ich befriedigt und hätte geschnurrt, wäre ich eine Katze gewesen. Rotraud bestellte eine Apfelschorle. Sie trank nie Alkohol. Darin war sie sich treu geblieben.

Ich antwortete geduldig auf Feynmans Fragen nach den Gefahren genmanipulierter Pflanzen, gab mir größere Mühe, als je zuvor, einem Laien auf dem Gebiet der molekularen Biologie den schwierigen Sachverhalt mit einfachen Worten zu erklären. Er hatte offensichtlich meinem Vortrag konzentriert zugehört, denn er stellte konkrete und keineswegs dumme Rückfragen, die sich auf bestimmte Ausführungen in meinem Vortrag bezogen. Das gefiel mir. Meistens diskutierte ich mit Frauen über die Thematik. Dass hier mal ein solches Sahnestück von Mann mir mit Interesse zugehört hatte, nahm mich noch mehr für ihn ein.

Rotraud unterstützte mich lebhaft in der Argumentation, als ich mit Blick auf meine Uhr feststellte, dass ich mich verabschieden musste.

„Meine Damen, es war mir ein Vergnügen, mit Ihnen so angeregt zu plaudern. Ich war bisher der Meinung, dass die große Ablehnung gentechnisch veränderter Nahrungsmittel in der Bevölkerung einer gewissen Hysterie vor Neuerungen entspringt. Daher bin ich Ihnen, Frau Dr. Backes sehr dankbar, dass Sie sich die Mühe gemacht haben, mir ein wenig Nachhilfe zu erteilen.“

Wir waren alle drei aufgestanden und er schüttelte uns beiden nacheinander die Hand. Meine hielt er länger in seiner als nötig gewesen wäre.

„Und hat meine Freundin Sie in der kurzen Zeit bekehren können, sozusagen vom Saulus zum Paulus?“, fragte Rotraud, die offenbar auch angenommen hatte, dass er zu den Befürwortern der Gentechnologie gehörte.

„Dazu bedarf es noch weiterer fruchtbarer Gespräche. Ich wäre daher Frau Dr. Backes sehr dankbar, wenn sie mir, falls es ihr Zeitplan erlaubt, in Bremen im Verlauf der Woche nochmals ihr geneigtes Ohr für meine Fragen leihen könnte. Ich habe nämlich übermorgen dort einen Termin bei Gericht und könnte auch noch ein paar Tage dranhängen.“

Er hatte zwar zu Rotraud gesprochen, aber immer noch meine Hand in seiner gehalten.

„Das kann ich sicher einrichten“, beeilte ich mich zu sagen und entzog meine Hand, um nach einer Visitenkarte zu suchen.

Es dauerte eine Weile, bis ich in meiner Tasche das richtige Fach gefunden hatte.

„Es hat mich gefreut, Sie kennengelernt zu haben, hier meine Karte! Rufen Sie mich einfach an.“ Ich tat so nonchalant wie eben möglich, denn um nichts in der Welt wollte ich ihn spüren lassen, dass ich Feuer gefangen hatte. Ich wollte auf keinen Fall das Heft aus der Hand geben und war doch schon verloren. Hätte die Finger von dir lassen sollen, die ich mir - ohne es zu

ahnen - schon verbrannt hatte. Das Katz-und-Maus-Spiel geht trotz scheinbarer Phasen der Freiheit für das Mäuschen immer tödlich aus. Und ich ließ mich tatsächlich zum Mäuschen machen - du erinnerst dich an dein Kosewort für mich? -, und ich erlaubte dir, dein Spiel mit mir zu spielen. Wie konnte ich nur so blind sein? Wieso ließ ich dir sogar freie Hand bei der Verwaltung meiner Finanzen? Ganz einfach, weil ich kein Talent für Bankgeschäfte besitze, weil ich überhaupt schlecht mit Zahlen umgehen kann, weil ich sogar beim Einkaufen lieber mit einem größeren Schein bezahle, als Kleingeld abzuzählen. Rechnungen habe ich nie überprüft. Das schien mir verlorene Zeit, aber wahrscheinlich verschleierte ich mit dieser faulen Ausrede nur eine Matheschwäche. Du erschienst mir als begnadetes Finanzgenie, dem ich bald meine Bankgeschäfte vollständig überließ. Da ich jede Form von Kontrolle hasse, ließ ich dir sogar freie Hand, mein Geld anzulegen, wie du es für richtig hieltest.

Dass du dir die Freiheit nehmen könntest, dir zu nehmen, was dir nicht gehörte, dafür gab es kein Programm in meinem Gehirn. Ich habe dich geliebt und dir bedingungslos vertraut. Aber du hast nicht mich, sondern nur mein Geld geliebt und mit dem Tag, an dem du nicht mehr nach Hause kamst, hast du mir mehr als mein Geld genommen, auch meine Lebensfreude, meinen Lebensmut. Was für eine bittere Wahrheit. Sie hat weh getan, sie tut immer noch weh.

Rotraud zum Beispiel war der Meinung, dass ich meinen Verlust, meinen Schmerz nur annehmen müsse, um verstehen zu lernen, was er mir sagen wolle. Sie lieh mir sogar ein Buch über den verborgenen Sinn der Krankheit. „Alles Quacksalberei!“, schrie ich aufgebracht. „Schmerz ist Schmerz und tut weh, man muss ihn nicht noch zusätzlich mit Bedeutung aufladen! Und du willst Naturwissenschaftlerin sein, entscheide dich, was du sein willst, meinetswegen lauf auch über zu den Esoterikern, ich jedenfalls mache da nicht mit! Wenn man krank vor Schmerz ist, den ein anderer einem zugefügt hat, dann liegt darin kein Sinn, dann ist das eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, mehr nicht, aber auch nicht weniger!“ Eine ganz Weile beantwortete ich Rotrauds E-Mails nicht mehr, weil ich mich von ihr verraten fühlte.

„Tränen sind die Tinte des Dichters“, las ich kürzlich bei einer mir bis dato unbekanntem Autorin, Julia Alvarez. Ich las den Satz immer wieder, er schien mir einen Trost zu enthalten, bis ich schmerzlich feststellen musste, dass ich keine Dichterin war. Ich war und bin eine verlassene, düpierte, geprellte Frau. Das traue ich mich zwar zu denken, aber niemals würde ich es aussprechen, denn meine Ohren würden „aussätzig“ hören und mein Hirn würde unheilbar krank interpretieren. Und davor hatte ich genau wie die Menschen früher in ihrer Unwissenheit Angst. Sie sperrten die Aussätzigten ein, verwiesen sie vor die Stadtmauern, isolierten sie in jeder denkbaren Form. Mich jedoch braucht niemand in Isolationshaft nehmen, ich isoliere mich freiwillig. Meine Wohnung verlasse ich kaum noch. Fahre höchstens nachts, wenn ich nicht schlafen kann, mit dem Fahrrad durch den Bürgerpark, wenn keine Menschen mehr unterwegs sind, keine Jogger den Trimm-dich-Pfad benutzen, keine Frauengruppen Tai-Chi auf den ausgedehnten Rasenflächen machen und auch keine Kinder mehr den Spielplatz bevölkern.

Dann lausche ich dem klagenden Ruf des Käuzchens, von dem gesagt wird, dass er „komm mit, komm mit“ bedeute und den Tod meine. Aber das scheint mir genauso weit hergeholt wie, dass Krankheiten ein verborgener Sinn innewohnt.

Niemand merkte, wie es um mich stand: Eine latente Selbstmordkandidatin. So wie ich schon einzelne Menschen kaum länger als fünf Minuten ertrug, mied ich Menschenansammlungen jeglicher Art. Schon wartende Menschen an einer roten Ampel nahmen mir mit ihren Parfümwolken den Atem, in Aufzügen mit weiteren vor allem männlichen Benutzern brach mir der Schweiß aus und ich bekam Atemnot. Mein Labor an der Universität lag im zweiten Stock, aber ich begann, die Treppenaufgänge zu benutzen, was Kollegen zu der Annahme verleitete, dass ich abnehmen wollte, obwohl ich doch schon aussah wie eine Hungerharke. Ich gab vor, dass es mir einfach nur an Bewegung mangelte. Ich fühlte mich als einzige Kranke unter lauter Gesunden, ein Wrack, das von Rechts wegen auf den Schrottplatz gehörte. Am Ende wurde ich wegen meiner Depressionen krankgeschrieben. Aber vor dem letzten Schritt schreckte ich jedes Mal zurück, wenn ich die Schachteln mit Antidepressiva, die ich in bewusster Absicht gesammelt hatte, auftürmte wie ein kleines Kind die Bauklötze, und unter zornigem Tränenausbruch den

Turm umstieß. In meinem Tun lag etwas trotzig Kindliches, mit dem gravierenden Unterschied, dass es mir keinen Spaß machte. Was mich daran hinderte, eine Schachtel nach der anderen zu öffnen, die kleinen weißen Tabletten herauszudrücken und in meinem Sekt aufzulösen, war einzig der Gedanke, dass nicht ich, sondern du, Guido, das Charakterschwein, der charakterliche Totalschaden warst, so perfekt unter der Maske glänzender Manieren verborgen, dass mich jeder, der dich kennengelernt hatte und daher mein Unglück zu verstehen glaubte, bedauerte. Niemand durchschaute dich, auch nicht Rotraud, die dich am häufigsten sah, weil wir sogar zusammen mit ihrem Mann einen gemeinsamen Urlaub auf Langeoog gemacht hatten, in unserem ersten halben Jahr, als ich mich glücklich wähnte, weil du inzwischen bei mir eingezogen warst, mir morgens Kaffee ans Bett brachtest, nachts meine kalten Füße wärmtest und mich denken liebst, die glücklichste Frau der Welt zu sein. Wenn ich später Analysen auswertete, Reagenzgläser und Pipetten in den Autoklaven steckte, dem leisen Gesumme der Laborelektronik lauschte, konnte es vorkommen, dass ich mitsummte, bis sich eine Melodie wie eine Lerche trillernd in die Luft erhob und ich erschrocken abbrach, weil man sein Glück nicht beschreiben sollte. So jedenfalls lautete die pädagogische Maxime meiner Mutter. Sie wusste jede kindliche Freude im Keim zu ersticken beispielsweise über einen neuen Fünf-Freunde-Band, Geburtstagsgeschenk meines schon erwachsenen Halbbruders, im Vergleich zu ihrem neuen Silberlöffel für meine Aussteuer, der mir jedes Jahr nur ein pflichtschuldiges „Danke!“ zu entlocken vermochte. „Schenk ihr was Praktisches!“, kanzelte sie ihren Stiefsohn ab und mir verordnete sie postwendend Hausarbeit, nur um mich vom Lesen abzuhalten. „Ich bin stolz darauf, in meinem Leben nicht ein einziges Buch gelesen zu haben!“, sagte sie einmal. Den Satz vergaß ich nie. Und verzeihen konnte ich ihn ihr auch nicht. Denn nach meiner Erfahrung spielte sich die wahre Welt in Büchern ab, in denen sich mir eine Parallelwelt offenbarte, in die ich flüchtete, wann immer möglich. Ich folgte Tom Sawyer, Huckleberry Finn und Joe Harper auf ihre Mississippi-Insel, belauschte ergriffen mit ihnen ihre eigene Beerdigung und borgte mir von Tom so manche List aus, um häuslichen Pflichten zu entkommen. Den tristen Alltag zu Hause erledigte ich in seiner stetigen Wiederholung wie ein geschickt programmierter Roboter: aufstehen, waschen, frühstücken, den schweigsamen Vater als ersten die Wohnung verlassen sehen, fünfunddreißigminütiger Schulweg, nicht enden wollende Schulstunden, langweilig, dass es zum Himmel stank, der aber keine Notiz davon nahm, mit den gleichen Straßenbahnen wie morgens um sieben Uhr nachmittags in umgekehrter Richtung fahren, Mittag essen, beim Geschirrspülen helfen, angeblich Schulaufgaben erledigen, in Wirklichkeit in einem Edgar Wallace-Krimi aus der Leihbücherei lesen, gut verborgen unter dem Schutzumschlag eines meiner eigenen Bücher, Abendbrot ohne Vater, der wieder Überstunden machte, Geschirr abwaschen und abtrocknen, denn Mutter hatte noch alle Hände voll zu tun mit der Wäsche, die gebügelt werden musste, wovon ich früh befreit worden war, weil ich solch hartnäckige Knitterfalten in Vaters weiße Hemden gebügelt hatte, dass sie mit einer Sprühflasche erneut nass gemacht werden mussten und sie mir den Hemdenstapel aus der Hand riss und nie wieder anvertraute, weil ich ihr sonst nur noch mehr Arbeit gemacht hätte. Stattdessen durfte ich mich an Handtüchern abarbeiten („Dabei kannst du nichts falsch machen!“), die am Ende meiner Kindheit brethart waren vom wie ich immer schon geahnt hatte - überflüssigen, ja widersinnigen Bügeln. Obwohl meine Mutter sich alle erdenkliche Mühe gab, aus mir eine gute Hausfrau zu machen, misslang ihre Absicht glücklicherweise auf ganzer Linie. Seit ich das Gymnasium besuchte, begann ich, ihr Ansinnen zu unterlaufen, wobei ich mich in die Welt der Bücher flüchtete, gerne solche für Erwachsene, die ich in der Leihbücherei angeblich für meine Mutter auslieh, mit einem Umschlag meines Mathebuches versehen und aufgeschlagenem Heft daneben, und machte die nötigsten Schularbeiten morgens in der Straßenbahn.

Sie besaß ein Talent, mir auch noch die Zehntelsekunde von Glück etwa über eine gute Note in Deutsch mit ihren dummen Sprüchen („Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“ oder „Die Klügere gibt nach“, bei einem Streit mit meinem Bruder) zu vermiesen, und schaffte es, obwohl ich mit tausend Tricks und Täuschungsmanövern glaubte, mich ihrem Regiment erfolgreich entzogen zu haben, dass sie mich bis in mein Erwachsenenalter begleiteten.

Heute weiß ich aus nicht nur eigener Erfahrung, dass das Glück ein launischer, ja trügerischer Geselle ist. Bis ich Guido traf, hielt ich es in provozierender Selbstironie mit dem Gedanken von Günter Eich: „Wir richten uns immer wieder auf das Glück ein, aber es sitzt nicht gern auf unseren Sesseln.“ Als Guido zu mir in die Wohnung zog und sofort meinen einzigen Sessel okkupierte, war ich mir sicher, dass es das Glück war, das sich aller Erfahrungen zum Trotz nun doch bei mir niedergelassen hatte. Weil ich es verdient hatte. Ich hätte mir einen zweiten Sessel leisten können, keine Frage, tat es aber aus einer mir unerklärlichen Scheu heraus nicht, obwohl Guido mich mehrfach dazu zu überreden versuchte. Lieber nahm ich einen Stuhl und legte die Beine auf einen zweiten, noch lieber saß ich auf Guidos Schoß. Doppeltes Glück, denn nicht selten begann sich sein Geschlecht aufzurichten und, Klamotten runter, schon konnte ich auf ihm reiten. Schon allein deswegen kam mir kein zweiter Sessel ins Haus. Statt dessen baute ich für ihn Regale an für seine Plastikfiguren, an denen er in kindlichem Ernst hing. Um ihm eine Freude zu machen, brachte ich von jedem Einkauf mindestens ein Überraschungsei mit, obwohl es in meiner Zweizimmerwohnung seit seinem Einzug recht eng geworden war und er sich weigerte, die Figürchen in hübsche Kästchen aus Bambus oder Balsaholz aus dem Ökoladen um die Ecke zu verbannen, die noch Platz unter dem Bett gefunden hätten.

Ach, Guido, als der Mann meiner Träume - ich hasse dieses dumme Klischee, aber das warst du wirklich für mich - verzieh ich dir diese liebenswerte Marotte, bis eines Tages meine Mutter zu Besuch kam und beim unerwünschten Saubermachen („aber ich will mich doch nur nützlich machen“) alle deine Plastikfigürchen in den Müll warf. Es wären ein paar Tausend gewesen, behauptete sie, wir hätten ein Geschäft aufmachen können. Das Unglück wollte es, dass oben drein die Müllabfuhr noch selbigen Tages kam. Du zogst dich früh ins Schlafzimmer zurück und meine Mutter zeterte den ganzen Abend mit mir von wegen kindischem Verhalten unsererseits und dass sie, wenn es sich nicht um das vollgepfropfte Wohnzimmer, sondern um ein Kinderzimmer gehandelt hätte, das Spielzeug selbstverständlich toleriert hätte, aber für Kinder sei es bei mir ja nun zu spät. Ich hatte den Verdacht, dass sie sich nur an mir rächen wollte, weil ich sie nicht zur Großmutter gemacht und ihr Stiefsohn sich leider als schwul herausgestellt hatte und seit Jahren in ehelicher Gemeinschaft mit einem Mann, einem Theaterschauspieler lebte.

Ich wollte meiner Mutter zwar kein Recht geben, aber mir gefiel doch, dass ich auf diesem Wege („Jemand muss ja mal ein Machtwort sprechen!“) meine Bücherstapel auf den Fensterbrettern auflösen, an ihren angestammten Platz bringen, und in meiner Wohnung auch wieder tagsüber ohne elektrisches Licht lesen konnte. Dieser an sich geringfügige, lächerliche Vorfall brachte dann doch den Stein ins Rollen, der zum Stolperstein unseres bisherigen Idylls wurde.

Innerhalb weniger Stunden hatte eine stechende Sonne das wochenlange Nieselwetter verdrängt. Die engen Straßen des Steintorviertels heizten sich dermaßen auf, dass ich von dem Versuch, die Füße vor die Tür zu setzen, wie von einer Wand zurückprallte. Der Einkauf war nicht wirklich notwendig, ich wollte eigentlich nur Luft schnappen, eventuell an der nahe gelegenen Weser entlang flanieren, den langsam tuckernden Schleppkähnen zusehen, mir vorstellen, wie schön es wäre, wenn meine nicht versiegen wollenden Tränen in den Fluss fielen, wo sie einfach im gurgelnden Wasser verschwinden würden, um nach Wochen die Nordsee noch ein bisschen salziger zu machen, aber so weit kam ich nicht. Ein Wunder, dass ich beim Überqueren des Osterdeichs nicht gleich auf dem Hinweg überfahren wurde. Die unerwartete Sonne hatte, so schien es mir, den Autofahrern ihr Hirn verbrannt oder zumindest die Augen geblendet, denn gleich zweimal kurz hintereinander versuchten sie, mir bei meinem Versuch die Straße ordnungsgemäß bei grün zu überqueren, das Leben zu nehmen. Sie konnten nicht wissen, dass es mir bisher nicht viel wert gewesen war. Für mich selber überraschend hatte ich, ohne nachzudenken, als ich den Wagen auf mich zurasen sah, einen spitzen Schrei ausgestoßen, der den Fahrer durch sein heruntergekurbeltes Fenster traf und ihn zu einem schlingernden, quietschenden Bremsen eine Handbreit vor meine zitternden Beine zwang. Ich ließ es mir nicht nehmen, ihm den Stinkefinger zu zeigen. Ich ging noch wenige Meter über den Deich, aber beim Anblick der bunten Menschenmeute, die es sich dort auf dem Rasen gemütlich gemacht hatte, verging mir bald die Lust, meinen Spaziergang fortzusetzen. Es waren junge Leute, meist in Gruppen, Studenten wahrscheinlich, ich hörte Gelächter, entfernt ein Radio plärren, leere Bierdosen wurden unter Gejohle in die Weser gekickt und trafen nicht selten ältere Spaziergänger, die sich schimpfend aus der Gefahrenzone brachten. Kinder kugelten die Böschung hinunter, weiter unten beim Fußweg wurde gegrillt. Dazwischen immer wieder Handy-Töne, die zu lebhaftesten Unterhaltungen mit unsichtbaren oder vielleicht sogar imaginären Teilnehmern führten. Alle diese Handy-Abhängigen setzten entweder eine Miene von Wichtigkeit oder Nonchalance auf, das fiel mir immer wieder auf, besonders in Straßenbahnen, Bussen oder Geschäften. Ich begriff einfach nicht, worin der Lustgewinn bei diesen redundanten Unterhaltungen liegen mochte. „Bin noch bei Comet an der Kasse“, wen könnte das ernsthaft interessieren? Den kleinen Bankbeamten, der unter Kontrollzwang litt, den er gleichermaßen über seinen Geldbeutel und seine Frau ausübte? Wahrscheinlich war die neueste multifunktionale Handy-Generation mit GPS, Internet-Zugang, E-Mail-Client und integrierter Kamera nur zum Zwecke der Kontrolle erfunden worden, verpackt mit MP3-Player als Spaßfaktor. Neben den unzähligen privaten Despoten gab es noch genug von dieser Spezies in totalitären Systemen, die dem Orwellschen Überwachungsstaat in 1984 mit modernster Technik in nichts nachstanden. Orten, abhören, ablichten lautete die Maxime. Dann auf offener Straße erschießen. Wie oft hatte ich schon Regimegegnern überall auf der Welt Harry Potters Zaubermantel zum Unsichtbarmachen gewünscht. Dies sei durchaus auch in der Realität möglich, las ich eines Tages in einer Studie britischer Physiker. Hierzu müssten lediglich Licht und magnetische Strahlen um das verhüllte Objekt herum abgelenkt werden. Wenn das Objekt das Licht nicht reflektiert, sei es für das menschliche Auge unsichtbar. Allerdings sei es noch nicht gelungen, das entsprechende Material herzustellen. Ein Glück, dachte ich, weil mir plötzlich aufging, dass sich die Bösen zuerst dieser Erfindung bedienen würden und überhaupt kein Killer mehr gefasst werden würde.

Hätte ich gerne zu einer der Gruppen gehört, deren Mitglieder sich hier am Weserdeich hör- und sichtbar an einem der seltenen frühsummerlichen Nachmittage entspannten? Lauter Menschen, die mit Sicherheit nicht über Missbrauch von Tarnkappen oder Unrechtsregime nachdachten. Nein, wirklich nicht. Das war nicht meine Welt. Grillfesten blieb ich grundsätzlich fern, weil mir der Rauch in die Augen biss, am nächsten Tag die Klamotten stanken und das Fleisch obendrein entweder schwarz oder zäh war. Diese Feuerrituale karnivorer Menschen sind

mir fremd, ich denke immer, wer halbrohe Hühnerkeulen oder verkohlte Rippchen vom offenen Feuer isst, der isst auch Menschenfleisch. Sicher, bei einem Flugzeugabsturz mitten im afrikanischen Busch, wenn die Alternative lautet, ich überlebe oder sterbe, kann ich mir Kannibalismus gerade noch vorstellen. Obwohl ich ihn ethisch für verwerflich halte. In Extremsituationen wird der Mensch zum Raubtier, davon bin ich überzeugt, da fällt sein ganzes Zivilisationsgehalte von ihm ab wie Putz von der Wand. *Homo homini lupus*, das wusste schon der Komödiendichter Plautus im alten Rom. Aber ob sich wirklich im 21. Jahrhundert Männer über das Internet fanden, einer, um den anderen zu verspeisen und der zugestimmt habe, halte ich dann doch für marktschreierische Fiktion einer unersättlichen Boulevardpresse, obwohl ich durchaus davon überzeugt bin, dass es nichts Verrückteres auf der Welt gibt als *Homo sapiens*. Wobei ich den Nachnamen „weise“ für einen Euphemismus halte. Aber der Mensch macht sich im Unterschied zum Tier gerne etwas vor, belügt sich und andere, täuscht Weisheit vor, um die eigene klägliche Gewöhnlichkeit zu verbergen. Diese Erkenntnis habe ich dir, Guido, zu verdanken. Danke, dass du mir die Augen geöffnet hast. Aber ich kann mir nicht verzeihen, dass ich dein Theater nicht früher durchschaut habe. Ich hatte mir selber Scheuklappen aufgesetzt, um durch nichts von meinem Weg ins Glück abgelenkt zu werden.

Nein, ich war kein Herdentyp, blieb schon als Studentin Einzelgängerin, lernte - außer streckenweise mit Rotraud, wobei es mir mehr um ihre Badewanne ging - immer allein, was mich schneller zum Examen brachte als meine Kommilitonen, die lieber in Franz Müllers Kneipe Bier tranken und flipperten, um dann bei der nächsten Prüfung wieder durchzurasseln. Ich hatte immer allein gelebt, Wohngemeinschaften gemieden, was mir im übrigen den unvermeidlichen, aber unnützen Streit ums Saubermachen von Gemeinschaftseinrichtungen wie Bad, Klo und Küche ersparte. Zur Forderung der linken Studenten nach Befreiung aus repressiver Sexualmoral sagte ich aus vollster Überzeugung ja, schließlich hatte auch ich meinen Wilhelm Reich gelesen. Aber ich konnte mich nicht der Doktrin anschließen, dass alles Private auch politisch sei und damit dem gesamtgesellschaftlichen Kampf zu dienen habe. Bestimmte Formen der sogenannten freien Liebe, wie der in der Berliner Kommune I praktizierte Gruppensex, habe ich nie favorisiert. Sex vor der Ehe dagegen hielt ich für eine längst überfällige vernünftige Forderung.

Ich habe mich nie Zeitströmungen angepasst. Ich schwamm schon aus Prinzip gegen den Strom, weil ich Mitläufertum verachtete. Auch den radikalen Feministinnen konnte ich nicht viel abgewinnen. Alice Schwarzer gefällt mir erst im reiferen Alter besser, wirkt auf mich heute authentischer, weil sie moderater auftritt, leisere Töne anschlägt und die holde Männlichkeit nicht mehr so gnadenlos attackiert. Schließlich will sich die Mehrzahl aller Frauen einen Kerl angeln, da war ich keine Ausnahme. Warum also Männer bekämpfen? Was habe ich nicht alles unternommen, um den Passenden zu finden! Habe Anzeigen in *Die Zeit* geschaltet, ohne Erfolg. Bin nach Hamburg gefahren, um in der Fabrik Vince Weber zu hören und mich nach einem geeigneten Kandidaten umzuschauen. Aber die meisten Männer waren junge Spunde, mit denen ich nichts anzufangen wusste. Übernachtete dann bei Rotraud, die damals gerade zum zweiten Mal schwanger war, und spürte Neid auf ihr Eheglück. Sie würde nun bald drei Menschen um sich haben, die zu ihr gehörten. Wenn ich ehrlich bin, habe ich dieses Gefühl der selbstverständlichen Zugehörigkeit zu anderen nicht einmal mit Guido erlebt. Dafür hätten wir uns unendlich viel früher begegnet, eine gemeinsame Geschichte erleben müssen, in der das Älterwerden ein natürlicher Prozess von Mann und Frau gewesen wäre. Während unseres kaum ein Jahr währenden Zusammenlebens blieb mir der Mann im Grunde fremd. Denn manchmal, wenn ich vor ihm aufwachte und keine Kaffeemaschine aus der Küche röcheln hörte, wähnte ich mich wieder allein und erschrak in meinem nebelhaften Morgendelirium, weil jemand neben mir im Bett lag. Ich schaute genau hin, um zu prüfen, um welchen Unbekannten es sich handeln mochte, den ich am Abend vorher aus der *Lila Eule* abgeschleppt hatte. Wenn ich dann aber erleichtert merkte, dass ich über Nacht nur versehentlich in eine falsche Zeitspur geraten war, schaute ich mir meinen schlafenden Guido minutenlang heimlich an, um ihn mir wieder vertraut zu machen. Ja, er war meine verlorene Hälfte, die ich so lange gesucht hatte, mit der ich mich wieder ganz fühlen durfte, sozusagen geheilt. Manchmal kontrollierte ich seine Atmung, da mir die

Marmorblässe seines Gesichts den ängstlichen Gedanken einjagte, er könnte über Nacht gestorben sein. War beruhigt, wenn ich sah, wie sein Brustkorb sich leise hob und senkte und das einzelne Haar, das aus seinem linken Nasenloch lugte, sich beim Ausatmen bewegte. Er war sechs Jahre jünger als ich, würde also statistisch gesehen nicht vor mir sterben. Dafür war ich dankbar. Ich wollte auf keinen Fall noch einmal allein zurückbleiben. Damit sich die Statistik auch erfüllen konnte, begann ich gezielt, uns nur mit gesündester Bio-Nahrung vom Öko-Stand samstags auf dem Findorff-Markt oder von Rapunzel, dem Bio-Laden im Ostertor-Viertel zu ernähren, während ich mich früher auch oft beim Discounter bedient hatte, der in der Nähe meiner Arbeitsstelle lag.

Aber mehr als sein Alter, seine Hemdengröße und seine Vorliebe für albernes Spielzeug erfuhr ich von Guido nicht. Seine Biografie blieb völlig ausgespart, sein beruflicher Alltag interessierte mich genauso wenig wie die Höhe seines Gehaltes. Ich hatte selber mehr Geld verdient, als ich bis zum Ende meiner Tage ausgeben könnte, vertraute ihm gänzlich unsere Finanzen an und war froh, dass ich mich ausschließlich meinen wissenschaftlichen wie privaten Ambitionen hingeben konnte, ohne mich mit Zahlen im allgemeinen, sicheren Anlagepapieren oder fälligen Überweisungen im besonderen plagen zu müssen.

Ich war und bin noch der Meinung, dass man, wenn man sich erst im reiferen Alter kennenlernt, die Karussellfahrt seines bisherigen Lebens einfach anhalten, aussteigen und neu anfangen sollte. Der andere kannte die Personen, mit denen man Kontakt gehabt oder zusammengearbeitet hatte, im Guten wie im Schlechten, ja doch nicht. Und welcher Sinn sollte darin liegen, die eigene, meist doch eher unheilvolle Geschichte immer wieder aufzurollen? Mir genügte es, wenn er mich abends erwartete, wenn sich unsere Körper fanden, wir gemeinsam Urlaub machten und sich mein Leben ansonsten nicht wesentlich änderte. Und genau darin warst du perfekt, Guido, mich glauben zu lassen, dass auch du überraschenderweise keine anderen Ansprüche hattest. Wie sehr ich mich doch in dir täuschte. Man legt sich eben keine Menschenkenntnis zu, wenn man es vorzieht, seine Artgenossen zu meiden, dann ist man prädestiniert, reingelegt zu werden.

Auf dem Rückweg meines Mini-Spaziergangs wieder bei einer grünen Fußgängerampel, inzwischen schon mit einem Fuß auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig, hörte ich hinter mir das zweite Mal Bremsen quietschen und erschrockenes Geschrei anderer Passanten. Mir war wieder nichts passiert, aber ich fühlte nachträglich Adrenalin in meine Beine schießen.

Immerhin brachte mir dieser überaus kurze Ausflug in die Welt des normalen täglichen Wahnsinns die Erkenntnis, dass ich noch an meinem Leben hing. Wer hätte das gedacht? Ich am allerwenigsten.

Vielleicht sollte ich mir heute Abend beim Finale von „*Unser Star für Oslo*“ eine Flasche Champagner leisten, weil ich gleich zweimal Amokfahrern entronnen war, denen es anscheinend egal war, ob sie jemanden umnieteten, die wahrscheinlich nur schnell nach Hause wollten, weil Freitag Nachmittag war und das Wochenende winkte, noch dazu bei dieser - wie ich fand - unnatürlichen Hitze. Hatte ich gestern noch den ewigen Regen verflucht und mir überlegt, ob ich einen Flug auf die Kanaren buchen sollte, fühlte ich mich heute schon nach dem Versuch eines Spaziergangs verschwitzt und sonderbar abgehoben, als stünde ich unter Drogen oder hätte mich ein plötzlicher Fieberanfall erwischt. Mochten sich auch Autofahrer auf den Straßen wie verrückt gebärden, weil sie Grillwürstchen und Bier auf dem Balkon oder im Garten entgegenfieberten mit dem ultimativen Dreifach-Fick zum Nachtschisch, mit dem sie am Montag bei den Kollegen prahlen würden, selbst wenn es nur zu dem üblichen kümmerlichen Gerammel gereicht hätte, ich hatte keinen Grund, mich zu beeilen, niemand wartete auf mich, kein Sex zum Nachtschisch, nicht einmal ein Anruf, von wem auch? Ich war seit Monaten wegen meiner Depressionen krankgeschrieben und hatte, als ich mit Guido zusammengezogen war, alle früheren Kontakte abgebrochen. Ich hatte den Mann mit niemandem teilen wollen. Er sollte mir allein gehören. Einen so gutaussehenden Mann wie Guido zeigt eine Frau meines Alters nicht wie eine Trophäe vor. Ich wollte meine glückliche Zweisamkeit durch keinen Dritten, eine jüngere Konkurrentin beispielsweise, gefährden. Nun, das hatte ja prima geklappt, dachte ich mit einem

mir früher unbekanntem Sarkasmus. Inzwischen war ich schon versucht gewesen, mir eine Katze zuzulegen, die um mein Bein streichen würde, wenn ich nach Hause kam. Aber dann hätte ich Verantwortung für das Tier gehabt, hätte regelmäßig für Milch sorgen müssen, die es wegen meiner Lactose-Unverträglichkeit in meinem Kühlschrank nicht gab. Daher hatte ich die Idee wieder fallen gelassen. Außerdem jagte mir der Gedanke Panik ein, die Katze würde sich augenblicklich in mein bequemstes Möbelstück, meinen Sessel einnisten und bestimmt auch Haare auf dem Kissen hinterlassen oder sogar hineinpinkeln. Der Sessel war wieder ausschließlich meiner geworden, worauf ich in langen schlaflosen Nächten saß, dem Geruch des Mannes nachspürte, der mir so viel Beglückung und genauso viel Verzweiflung beschert hatte. Das Kissen, das er sich immer in den Rücken stopfte, war mir heilig wie eine Reliquie und die Kissenhülle fand seitdem nicht mehr den Weg in die Waschmaschine.

Ich taute mir ein Schlemmerfilet auf, während ich einen Pikkolo kaltstellte, deckte den kleinen Couchtisch mit neuer Aufmerksamkeit, war sogar versucht, eine Kerze anzuzünden, ließ es aber in der Befürchtung, in nostalgischem Schmerz zu versinken. Den hatte ich lange genug gepflegt. Zum erstenmal seit Monaten verspürte ich ein eigenartiges Hochgefühl, das möglicherweise Freude am nächsten kam. Ich schaltete die Tagesschau ein, gespannt, ob danach meine Favoritin, die süße, lustige, spezielle Lena das Finale von „*Unser Star für Oslo*“ gewinnen und demnächst Deutschland beim *European Song Contest* vertreten würde. Zum erstenmal, seit ich eine verlassene Frau war, aß ich mein Abendessen mit Appetit, während in der Tagesschau berichtet wurde, dass die bisher bekannt gewordenen Missbrauchsfälle katholischer Priester nun Kreise bis in den Vatikan zogen. Joseph Ratzinger soll Ende der Siebziger als Erzbischof von München und Freising der Versetzung eines pädophilen Geistlichen aus dem Bistum Essen nach Bayern zugestimmt haben, wo der Betroffene eine Therapie machen sollte, aber in der Gemeindegemeinschaft eingesetzt wurde und sich wieder an minderjährigen Jungen verging. Dass inzwischen Hunderte von ähnlichen Fällen bekannt geworden waren, und kein Ende abzusehen war - sogar unter den Regensburger Domspatzen, dem weltbekannten Chor, als der Bruder des Papstes, Georg Ratzinger, die Leitung innehatte - bestätigte nur mein Misstrauen, das ich schon immer speziell gegen die katholische Kirche gehegt hatte. Der Zölibat war wohl überhaupt das Verlogenste in diesem Verein, der sicher auch bester Humus für sexuellen Missbrauch darstellte.

Ich wünschte dem erzkonservativen, dogmatischen Oberhaupt der katholischen Kirche von Herzen alles Schlechte, obwohl ich mit Kirche nichts am Hut habe und Themen des Glaubens mich normalerweise völlig kalt lassen. Aber wo andere in Verantwortungspositionen unter der Last solcher Anklagen ihr Amt niederlegen müssen, wenn sie es denn nicht freiwillig tun, fragte ich mich, ob der sogenannte Heilige Vater wegen seiner Heiligkeit und Unfehlbarkeit überhaupt über die Vorfälle stolpern konnte. Wahrscheinlich war ein solcher Fall im Kirchenrecht gar nicht vorgesehen. Was für ein geschickter Schachzug der katholischen Kirche ist doch ein einmal auf einem Konzil festgelegtes Dogma! Die Bischöfin und Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche dagegen trat jüngst freiwillig in eigener Verantwortung von ihren hohen Ämtern zurück, weil sie nach einer Alkoholfahrt in Hannover ihre Glaubwürdigkeit zerstört sah. Sagt uns das nun etwas über die unterschiedliche Moral von Männern und Frauen oder nur zweier Individuen oder gar über grundlegende Unterschiede im Menschenbild der katholischen und evangelischen Kirche? Ich weiß es nicht. Ist mir auch egal.

Was ging mich der Papst an? Ob er für seine mangelnde Sorgfaltspflicht bestraft werden oder unbeirrt weitermachen konnte mit seinen frommen, papiernen Sprüchen, interessierte mich nicht wirklich. Es trieben so viele falsche Heilige auf der Welt ihr Unwesen, ich hatte nicht die Kraft, mich über alle Schandtaten aufzuregen, die die Mächtigen dieser Welt, seien es Staatsmänner oder Kirchenoberhäupter, ungestraft begingen. Nur die ungezählten Opfer taten mir jedes Mal wieder Leid, seien es die unschuldigen Opfer bei Selbstmordattentaten durch radikale Islamisten in Afghanistan oder im Irak, seien es die unzähligen Kinder und Jugendlichen, die von verkorksten, machtgeilen katholischen Priestern misshandelt und missbraucht worden waren, die teilweise mehrere Jahrzehnte gebraucht hatten, bis sie als Erwachsene die Mauer des Schweigens über die offenbar mit Gottes Willen begangenen Taten brechen konnten. Natürlich

wusste ich, dass sexueller Missbrauch von Kindern auch außerhalb der katholischen Kirche stattfand, aber ich war mir sicher, dass die Traumatisierung bei den Kindern ungleich schwerer wog, bei denen sozusagen noch neben dem Täter ein Dritter, nämlich Gott, im Bunde war. Wie sollten sich Kinder gegen einen Allmächtigen wehren? Ich konnte nur hoffen, dass nach Bekanntwerden dieser Schandtaten viele Katholiken das Vertrauen in ihre Kirche mit ihren verlogenen Glaubensvollstreckern verloren und sich durch Kirchenaustritte von der falschen Abhängigkeit befreien.

Ich glaube, dass mich diese Missbrauchsfälle deshalb so aufregten, weil ich selber auch das tiefe Gefühl hegte, missbraucht worden zu sein. Zwar war ich kein hilfloses oder abhängiges Kind gewesen, sondern eine normalerweise urteilsfähige, reife Erwachsene, aber du, Guido, hast mich auch missbraucht, du hast mein Vertrauen missbraucht. Und darüber war ich regelrecht krank geworden, traute mich nicht einmal mehr unter Menschen. Meine Enttäuschung war so groß, dass ich lange Zeit nicht mehr leben wollte. Du hast mich getäuscht, du warst nicht der, für den du dich ausgabst. Ich dagegen habe unsere Beziehung wie einen Hochseilakt ohne Netz und doppelten Boden gelebt und bin abgestürzt. Du hast einfach das Weite gesucht unter neuem Namen, soviel weiß ich, denn unter Guido Feynman bist du nirgendwo gemeldet. Das hat mir die Polizei mitgeteilt. Gefunden haben sie dich noch nicht, aber ich habe mir geschworen, dass ich dich finden werde. Und dann wird abgerechnet.

Nachdem mein Wunsch in Erfüllung gegangen war und Lena Meyer-Landrut den Wettbewerb „*Unser Star für Oslo*“ mit Bravour gewonnen hatte – auch ich hatte mehrmals für sie anzurufen versucht, aber es war immer besetzt gewesen –, dachte ich über dieses so unverkrampft wirkende Mädel nach. Sie steckte gerade mitten im Abitur und ich hoffte, dass sie sich von der sofort startenden Vermarktungsmaschinerie (Video-Dreh, Auftritt bei der 8. Wok-WM, bei *Wetten dass?*) nicht überrollen und ihren Abschluss sausen lassen würde. Sie hatte mir mit ihren mimisch wie tänzerisch gelungenen Auftritten eine Freude bereitet, von der ich geglaubt hatte, sie nie wieder fühlen zu können. Dieses achtzehnjährige Mädchen strahlte eine Fröhlichkeit aus, die auch mich verbitterte alte Schachtel tangierte. Wie schön wäre es doch gewesen, selbst so eine Tochter zu haben. Aber vielleicht wäre sie keine lustige Lena, sondern eine unglückliche Tochter geworden, wie ich es gewesen war. Mit dem Gedanken, dass die Zukunft nicht nur der Jugend offen steht, wenn die richtige Tür geöffnet wird, sondern dass auch mein Leben noch etwas wert sein könnte, wenn ich mir nur die richtige Herausforderung suchte, schlief ich ein.

Ich erwachte früher als gewöhnlich, war sofort hellwach und versuchte, Einzelheiten des Traums zu erfassen, der von einer wilden Verfolgungsjagd, einer einstürzenden Kirche und schreienden Menschen handelte. Nur ein diffuses Gefühl sagte mir, dass ich in meinem Traum diesmal nicht die Verfolgte, sondern die Verfolgerin gewesen war. Dass die Kirche aus den abendlichen Fernsehnachrichten und die schreienden Menschen von meinem Erlebnis am Osterdeich herrührten, war mir augenblicklich klar, denn Träume knüpfen gerne an Tagesinhalte an. Und wen ich im Traum verfolgt hatte, lag wohl auch auf der Hand, ebenso wie meine künftige Aufgabe.

Entschlossen, den Wink meines Unterbewusstseins anzunehmen, zog ich mir einen leichten Jogging-Anzug an, trank einen Schluck Orangensaft und lief los. Ich kam sehr schnell aus der Puste, musste öfter anhalten, verfluchte meine mangelnde Kondition, wollte zuerst schon am Weserstadion umkehren, ruhte mich dann aber auf einer Bank aus, froh, dass so früh noch niemand unterwegs war, der meine Blamage mitbekommen hätte. Mir fiel plötzlich Gunther ein, der mit mir im selben Labor arbeitete und mich erst vor wenigen Wochen unerwartet zusammen mit seiner Frau besucht hatte. Gundula, genannt Gundi oder Schätzchen, hatte ich vorher nur einmal auf einer Sylvesterfeier des Instituts ziemlich betrunken erlebt und mich noch vor Miternacht davongestohlen, um meinem Kollegen die Peinlichkeit zu ersparen, eventuell nach Neujahr über die Entgleisungen seiner Frau sprechen zu müssen. Darum bot ich auch an dem Abend nur Saft und keinen Alkohol an.

„Wir dachten, wir schauen mal, wie es dir geht“, sagte Gunther und drückte mir ein kunstvoll in Cellophanpapier gewickeltes dreieckiges Riesenblatt, das drei Strelitzien und Büschel von Zittergras umhüllte, in die Hand.

„Ja, genau, wir schauen mal, wie es dir geht, weil du doch schon so lange krank bist und niemand weiß, was los ist“, echote Gundi und schmatzte mir je ein Küsschen rechts und links auf die Wange, als wären wir beste Freundinnen. Dabei hatte ich Mühe, mich an ihren Namen zu erinnern.

„Dann kommt doch auf einen Sprung herein“, sagte ich und wusste nicht, was ich sonst hätte sagen können, obwohl höfliche Konversation das Letzte war, was ich mir wünschte.

Natürlich pflanzte sich Gundi in meinen Sessel, während Gunther, ein eher gutmütiger, ruhiger Vertreter seiner Gattung zunächst stehen blieb und mich, die ich immer noch unentschlossen das Blumengebinde hielt, nachdenklich anschaute.

„Hast du eine größere Vase oder einen Krug, dann tun wir Wasser rein und die Pracht hält sich mehrere Wochen?!“ Gunther war auch schon schlagfertiger gewesen, dachte ich und machte endlich einen Schritt zur Küche hin.

„Das Gesteck nennt sich „Just for you!“, krächte Gundi hinter mir her, „wir dachten, das passt für dich.“

Ich gab ihr keine Antwort, sondern bat Gunther, zwei Stühle vom Esstisch zum Couchtisch herüberzuholen, während ich das unerwartete Geschenk versorgte und Saft sowie drei Gläser mitbrachte. Den Strauß stellte ich direkt vor Gundi, sodass sie hinter dem Ungetüm fast verschwand, denn sie war so winzig wie ein Kind oder besser ein Püppchen. Ich wunderte mich schon lange nicht mehr über den Frauengeschmack von Männern. Ich würde Gundi ignorieren und der Form halber solange mit Gunther plaudern, bis sich beide vergewissert hatten, dass es mir schon besser ging.

„Meine Ärztin hat mir zwar noch kein grünes Licht gegeben, aber angedeutet, dass ich vielleicht zum Wintersemester wieder einsatzfähig sein werde.“

„Was hast du denn eigentlich? Gunther sagt mir ja nie etwas. Ist es was Ernsteres?“

Ich hätte dieser blöden Gans am liebsten den Hals umgedreht und sie am Spieß geröstet. Aber ehe ich etwas sagen konnte, schnauzte Gunther seine Frau an. „Gundi, du bist so was an unsensibel und taktlos, wenn Ines nicht über ihre Probleme sprechen will, dann ist das auch okay, also halt dich gefälligst zurück.“

„Damit du dir nicht dein Köpfchen über meine geheimnisvolle Krankheit zerbrechen musst, liebste Gundi, ich leide an einem Burn-out und bin deswegen noch in Behandlung.“ Mehr war ich nicht bereit preiszugeben, denn ich hatte kein Interesse daran, am Ende meine unglückliche Liebesgeschichte hinter meinem Rücken überall im Institut verhackstückt zu hören, wenn ich zurückkäme.

„Ines, das wundert mich nicht“, ließ sich jetzt Gunther wieder in seinem moderaten Tonfall hören, „du hast schon lange zu viel um die Ohren gehabt, Forschung, Vorlesungen, Praktika und noch Vorträge außerhalb der Uni, das hätte auch den stärksten Mann umgehauen.“

„Na klar“, echote Gundi wieder, „du hast zu viel um die Ohren gehabt, darum musst du dich jetzt schonen.“

„Manchmal hilft es einem, ein bisschen Sport zu machen, den Körper zu trainieren, du weißt doch, *mens sana in corpore sano*“, sagte Gunther, und die Äußerungen seiner Frau ignorierend fügte er treuherzig hinzu, „versteh mich nicht falsch, aber du siehst so blass aus, ich mache mir Sorgen um dich, ich möchte dich doch nur bald wieder im Labor sehen, alleine fühle ich mich richtig einsam.“

Ich war überrascht. Hätte nie gedacht, dass Gunther sich Sorgen um mich machen, ja mich sogar vermissen würde, wir hatten nie eng zusammengearbeitet, manchmal unsere Ergebnisse ausgetauscht und waren uns nicht gegenseitig auf die Nerven gefallen, was ich sehr geschätzt hatte. Plötzlich ging mir auf, dass er wohl gemerkt hatte, wie ich mich abzukapseln begann, als ich Guido kennenlernte. Aber er hatte mich nie darauf angesprochen. Dabei hatte ich doch auch von seiner wissenschaftlichen Arbeit profitiert und schneller Karriere gemacht als er. Ich spürte

ein leises Gefühl der Reue ihm gegenüber, wusste aber nicht, wie ich das ihm gegenüber zeigen sollte.

„Also, Ines, dann wollen wir mal wieder.“ Gunther stand auf und blickte auffordernd zu seiner Frau, die ihr Glas mit Orangensaft nicht einmal angerührt hatte.

„Ja, natürlich, wir müssen und wollen dich nicht länger aufhalten.“

Wir verabschiedeten uns förmlich und ich brachte sie zur Tür. Ines trippelte schon die Stufen hinunter, da drehte sich Gunther noch einmal um und sagte leise: „Gib auf dich acht, Ines! Und wenn du mal jemanden zum Reden brauchst, ruf mich im Institut an!“

„Danke, lieb von dir“, gab ich zurück und war ein wenig gerührt.

An dieses Gespräch musste ich jetzt denken, während ich nach ein paar Hundert Metern Joggen groggy auf der Bank hockte wie ein Häufchen Elend und mich zum hundertsten Mal wie Schrott fühlte. Gunther hatte ja so recht gehabt. Ich musste mich sportlich betätigen, wenn ich wieder fit werden wollte. Und mir wurde klar, dass es mein schlaffer Körper war, der mich immer wieder wie mit Bleigewichten herunterzog. Aber aus dieser Kalamität konnte ich mich befreien. Und ich wusste auch schon wie. Ich würde mich im *City*-Sportstudio in der Falkenstraße anmelden, die hatten neben Schwimmbad, Sauna, Solarien auch einen separaten Damen-Trainingsbereich. Das hatte ich mehrfach in einer Annonce im *Weserkurier* gelesen.

Ich rief noch am selben Vormittag dort an und vereinbarte einen Einführungstermin für kommenden Samstag. Ich wollte meine so unerwartet aufflackernde Energie gar nicht erst wie ein Strohfeuer verpuffen sehen.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com